

Akten des X. Internationalen
Germanistenkongresses Wien 2000
»Zeitenwende – Die Germanistik
auf dem Weg vom
20. ins 21. Jahrhundert«

Herausgegeben von

Peter Wiesinger

unter Mitarbeit von

Hans Derkits

Band 11

Übersetzung und Literaturwissenschaft

Betreut von

Per Øhrgaard, Rae-Hyeon Kim und Yvonne Lucuța

Aktuelle und allgemeine Fragen
der germanistischen Wissenschaftsgeschichte

Betreut von

Christoph König und Andreas Gardt

Sonderdruck



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

ISBN 3-906766-10-1

Hermeneutische Zeitenwende? Die Sprachtheorie der deutschen Frühromantik zwischen Sprachskepsis und Sprachvertrauen

1801 beginnt A. W. Schlegel eine Liaison mit der Frau seines literarischen Mitstreiters A. F. Bernhardt. Schlegel versucht, in den heimlichen Liebesbriefen kompromittierende Bekenntnisse zu vermeiden, was ihm jedoch die exaltierte Sophie Bernhardt als Gefühlskälte auslegt. Seinem Vorwurf, "mehr auf Reden als auf Handlungen zu geben" (A. W. Schlegel 1801, 17f.) begegnet sie mit dem Argument, sie sei mit der "Äusserlichkeit" von Handlungen "weit freigebiger" als mit "guten Worten", die sie als Äußerung ihres Gemütes ansehe und "nur gegen sehr wenige verbrauche" (Bernhardt 1801, 23).

Diese Aussagen über den Wert der Worte sind durch sprachtheoretisch-hermeneutische Überlegungen fundiert. Das zeigt der Blick auf einen anderen Text von Sophie Bernhardt, veröffentlicht bereits vor ihrer Beziehung mit Schlegel:

Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund [...] uns ganz in unserer eigenen Eigenthümlichkeit verstehen möchte [...]. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, [...] suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entsetzen möge. (Bernhardt 1800, 210)

Die Sprache offenbart demnach wesentliche Nicht-Übereinstimmung. Sie ermöglicht aber gleichwohl Verbindung, indem sie immer aus zwei Komponenten (Äußerung und Deutung) besteht. Gemeinschaft kann daher zwar nicht einseitig gestiftet werden, wohl aber zwischen Menschen sich aktuell ereignen. Das ist der Grund für das Aufsparen der persönlichen, Zugang zum eigenen Inneren währenden Worte für wenige, bei denen eine besondere Kompetenz der Deutung vorausgesetzt wird.

Der bei Sophie Bernhardt zum Ausdruck kommende Zweifel an den Möglichkeiten der Sprache und des Verstehens ist in der deutschen Romantik weit verbreitet. Was die menschliche Persönlichkeit ausmacht, ist nach dieser Auffassung im Wortsinne in-dividuell: 'nicht teilbar', also auch nicht mit-teilbar. Zumindest die Fülle der Empfindung und ihren unmittelbaren Andrang kann die Sprache weder darstellen noch vermitteln; sprachliche Fassung bedeutet stets Reflexion und abstrahierende Reduktion.

Das Problem der Sprache ist, dass für beide Sphären, Empfindung und Begriff, dieselben Zeichen gebraucht werden müssen. Sobald es vorrangig um die Darstellung von Empfindungen geht, erscheint sie daher als wenig geeignetes Medium: "Die Empfindung inhäriert [...] in der Sprache immer der Bezeichnung der Begriffe"; sie kann daher "nur indirekt zum Ausdruck der Empfindungen dienen" und ist "gegen die unendlichen Nuancen der Empfindung erstaunlich arm" (A. W. Schlegel 1798/99, 72). Insbesondere für die Empfindungen der Liebe gilt die Sprache als unangemessen: "Wir sprachen sehr wenig zusammen", berichtet Hypertion über seinen Umgang mit Diotima:

Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in Einen Himmelsgesang. (Hölderlin 1797/99, 53)

Der Gedanke, den Ausdruck der Emotionen der Musik zu überlassen, ist ein romantischer Topos. Sie, die "von allen äußeren Objekten unabhängige Sprache der Empfindung", die eine "innere Welt" darstellt (A. W. Schlegel 1798/99, 71), ist Medium einer undeutlichen Erkenntnis, Darstellung des Unbewussten für das Unbewusste. Die Wortsprache bleibt ihr gegenüber äußerlich. Eine bloß sinnliche Anschauung muss "zu Begriffen werden, wenn sie ausgedrückt werden soll" (ebd., 159), mit anderen Worten, das nur subjektiv Empfundene muss objektiviert, vergegenständlicht werden.

Allerdings ist festzustellen: Die Aufwertung des emotionalen Bereichs bedeutet zumindest für die Frühromantiker noch keineswegs eine Geringschätzung des rationalen. Nur Gefühl und Verstand zusammen machen für sie den Menschen aus. Wenngleich daher die Musik der Wortsprache als Ausdrucksmedium des inneren Menschen, seiner Emotionalität und Subjektivität, überlegen ist, wird sie doch nicht prinzipiell über diese gestellt. Im Gegenteil: Die Wortsprache "umfaßt das ganze Gebiet des menschlichen Geistes" (A. W. Schlegel 1801/02, 269).

Erst in dem Augenblick, in dem das Interesse an diesem *ganzen* Gebiet zugunsten einer einseitigen Betonung der subjektiven Empfindung aufgegeben wird, kommt die Musik zu absoluter Wertschätzung. Nietzsche hat dies in einem Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den Punkt gebracht: "Der Cultus des Gefühls wurde aufgerichtet anstelle des Cultus der Vernunft, und die deutschen Musiker, als die Künstler des Unsichtbaren, Schwärmerischen, Märchenhaften, Sehnsüchtigen, bauten an dem neuen Tempel erfolgreicher, als alle Künstler des Wortes und der Gedanken." (Nietzsche 1887, 171f.)

Die Frühromantiker bleiben demgegenüber "Künstler des Wortes und der Gedanken". Sie gebrauchen in Bezug auf die Wortsprache zwar schon dieselben Ärmlichkeitstopoi, die dann später beispielsweise in Kierkegaards

Mozart-Enthusiasmus eine Rolle spielen, aber sie sind zu sehr Transzendentalidealist, um nicht eine Tatsache über alles andere zu stellen: Sprache ermöglicht Selbstbewusstsein: Die Sprache ist zwar "ein unendlich ärmeres Medium, als jene reine Sprache der Töne", aber "der Musiker kann nicht sagen, was er in ihr ausgedrückt hat" (A. W. Schlegel 1798/99, 121).

Vertrauen in die Sprache ist also zwar vorhanden, aber es ist doch ein schon erschüttertes Vertrauen. Selbst Autoren, die wie Sophie Bernhardt "weit mehr auf Worte als auf Handlungen gebe[n]" (s. o.), stimmen immer wieder in die Klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache ein. Ursache für ein solch ambivalentes Verhältnis ist eine tief empfundene Sehnsucht nach dem Unendlichen, die als Kern der frühromantischen Weltanschauung gelten kann.

Im Empfinden eigener Endlichkeit und Beschränktheit und in der Gewissheit, "sich selbst immer wieder zu finden", geht der Mensch "immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden" (F. Schlegel 1800a, 286). Es ist dieses Bedürfnis nach Erweiterung, nach Überwindung der Beschränktheit des Individuums, das, von Hegel in Verknüpfung seiner hermeneutischen Relevanz als romantische "Befriedigungslosigkeit" verhöhnt, die bekannte frühromantische Leidenschaft für Symphilosophie, Symphonie, Synkritik usw. erst ganz verständlich werden lässt: Im kommunikativen Akt wird der menschlichen Unvollkommenheit augenblicksweise entgegengeholfen.

Unendliche Sehnsucht beinhaltet aber immer, dass ihre Befriedigung eine ins Unendliche hin unabgeschlossene Aufgabe bleibt, und Hermeneutik ist unter diesem Aspekt weniger eine Methode des Verstehens als ein Versuch, mit der prinzipiellen Unmöglichkeit des Verstehens zurechtzukommen. Die frühromantische Philosophie lässt das Unerklärbare zu, ja sie beschäftigt sich sogar bevorzugt mit ihm. Unverständlichkeit ist – im Sinne einer transzendentalidealistischen Sichtweise, wonach die Realität im Erkenntnisakt konstituiert wird – der Grund, auf dem alle Verständlichkeit beruht: Ist "diese [...] Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?" (F. Schlegel 1800b, 370.)

Indem die romantische Hermeneutik das Phänomen der Unverständlichkeit thematisiert, stellt sie die kritische Frage nach den Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit. Die Antwort auf diese Frage ist mit gutem Grund als "Antihermeneutik" bezeichnet worden (Behler/Hörnisch 1987, 19 ff.). Glücklicherweise ist dieser Terminus vor allem deshalb, weil er nicht den falschen Eindruck entstehen lässt, die Frühromantiker hätten die Hermeneutik als solche abgelehnt: Antihermeneutische Entwürfe sind nicht abermeutisch, sie sind *Gegenentwürfe* zur traditionellen Hermeneutik. Als Kernsatz dieser frühromantischen Antihermeneutik kann die Aussage gelten,

dass man „sehr viel Verstand haben [muß], um manches nicht zu verstehen“ (F. Schlegel 1797, 114, Nr. 1022).

Der Interpretierende darf daher auf keinen Fall gewaltsam interpretieren. Er muss vielmehr bereit und imstande sein, mit dem Autor bzw. dem Text in einen Dialog zu treten. Gefordert ist ein Leser, der „entgegenkommt, ergänzt, aufs halbe Wort versteht“ (A. W. Schlegel 1803/04, 108). Die Vision dieses idealen Lesers ist Teil des groß angelegten frühromantischen Geschichtsprojektes einer unendlichen Vervollkommnung. Sie ist gleichbedeutend mit der Ausbildung des modernen Menschen nach dem Vorbild der klassischen Antike. Die dadurch in Aussicht genommene neue Qualität der Moderne wird als so bedeutend empfunden, dass in diesem Zusammenhang die Rede von einer anbrechenden „neue[n] Zeit“ ist (F. Schlegel 1800b, 370).

Der Gedanke der unendlichen Vervollkommnung ist ganz und gar aufklärerisch; in der Tat ist ja die Frühromantik weithin eine Fortsetzung der Aufklärung mit anderen Mitteln (vgl. Bär 1999, 24 f.). In seinem Aufsatz „Über die Unverständlichkeit“ stilisiert Schlegel das bevorstehende 19. Jahrhundert zu einer Epoche des *Verstandes*. Wo aber dieser ist, kann das *Verstehen* nicht fehlen, und so sieht er ein gleichsam hermeneutisches Zeitalter heraufziehen: „Dann wird es Leser geben die lesen können.“ (F. Schlegel 1800b, 371.)

Die Rede vom 19. Jahrhundert ist freilich nur symbolisch zu nehmen. Dass er nicht ernsthaft damit rechnet, im Jahr nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes ein Zeitalter des Verstandes und des Verstehens anbrechen zu sehen, sagt Schlegel selbst. Der beschwörende Unterton lässt aber erkennen, dass er die Hoffnung nicht aufgeben will:

Ich [...] erkläre [...], alles sei nur [erst] noch Tendenz, das Zeitalter sei das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meinung sei, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst [...] zum Beschluß gebracht werden, oder vielleicht [...] durch sonst einen von unsrer Faktion, oder erst durch einen Sohn von uns, durch [...] einen Urenkel, [...] oder erst am jüngsten Tage, oder niemals, das bleibt der Weisheit des Lesers anheim gestellt. (F. Schlegel 1800b, 367)

Dem heutigen Leser bleibt daneben die Frage, ob inzwischen die propagierte Zeitenwende des Verstehens tatsächlich stattgefunden hat, ob das 19. Jahrhundert im Sinne Friedrich Schlegels tatsächlich im 19. Jahrhundert begann. Es mag nicht unangebracht sein, sie zu Beginn des 21. Jahrhunderts erneut zu stellen (und auch, sie im Sinne der Frühromantik offen zu lassen).

Zusammenfassend: Die Frühromantiker behandeln Verstand und Gefühl als gleichwertig; daher halten sich Sprachvertrauen und Sprachskepsis bei

ihnen insgesamt die Waage. Erst die spätere Romantik, die dunkle Ahnung und Empfindung höher als klares analytisches Denken schätzt, gibt der Musik als dem unmittelbaren Ausdrucksmedium den Vorzug, und zwar derjenigen Musik, die am wenigsten mit Sprache zu tun hat und die noch bei Kant, als vorrangig affektiv, an unterste Stelle gesetzt wird: der reinen Instrumentalmusik. Diese Umgewichtung wird dann bereits durch Nietzsche als Preisgabe der Vernunft und, infolgedessen, der Moralität gedeutet – eine Ansicht, die am eindrucklichsten in Thomas Manns „Doktor Faustus“ (1947) literarisch gestaltet und als Topos bis heute verbreitet ist. Die Frühromantik bewahrt dagegen den Glauben an die Sprache als einen erschütterten. Ihre Hermeneutik ist eine Antihermeneutik. Sie zweifelt fundamental an den Möglichkeiten des Verstehens; gleichwohl bleibt sie Hermeneutik, bleibt im übermächtigen Empfinden subjektiver Unvollkommenheit der Arbeit an Kommunikation und geistiger Synthese verpflichtet. Sie rechnet dabei auf den entgegenkommenden Leser, der zumindest die halbe Auslegung leistet, die halbe Be- und Verantwortung selbst übernimmt.

Dass seine „kaltsinnige[n] Briefe“ sie „nicht erkälten“ könnten, schreibt Sophie Bernhadi an August Wilhelm Schlegel: „daß ich so thöricht bin sie so oft zu lesen bis ich den gleichgültigen Worten einen zärtlichen Sinn unterlege“ (Bernhadi 1801, 17). Seine Antwort klingt konventionell; doch vor dem Hintergrund romantischer Sprach- und Verstehensskepsis ist sie nicht aus, sondern Zuflucht: „Du kannst keinen guten Doppelsinn in meine Briefe legen, den ich nicht beabsichtigt hätte“ (A. W. Schlegel 1801, 19).

Literatur

- Bär, Jochen A.: Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang. (Studia Linguistica Germanica 50) Berlin/New York 1999.
- Behler, Ernst/Hörisch, Jochen (Hg.): Die Aktualität der Frühromantik. Paderborn u. a. 1987.
- Bernhadi, Sophie: Lebensansicht. In: Athenaeum 3/2 (1800), reprogr. Nachdr. Darmstadt 1992, 205–215.
- : Briefe an A. W. Schlegel (1801). In: Körner 1936.
- Hölderlin, Friedrich: Hyperion oder der Eremit in Griechenland (1797/99). In: Friedrich Beissner (Hg.): Hölderlin. Sämtliche Werke. Bd. 3. Stuttgart 1957, 1–160.
- KAV = Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles (Hg.): August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Paderborn u. a. 1989 ff. (Vgl. Bär 1999, 552, Anm. 300)
- KFSA = Behler, Ernst, unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner (Hg.): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Paderborn u. a. 1959 ff.

- Körner, Josef (Hg.): Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Bd. 1. Brunn u.a. 1936.
- Nietzsche, Friedrich: Morgenröthe (1887). In: Giorgio Colli/Mazzino Montinari (Hg.): Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe. Bd. 3. Berlin/New York 1988, 9–331.
- Schlegel, August Wilhelm: Vorlesungen über philosophische Kunstlehre (1798/99). In: KAV 1, 1–177.
- : Briefe an Sophie Bernhards (1801). In: Körner 1936.
- : Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst 1 (1801/02). In: KAV 1, 181–472.
- : Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst 3 (1803/04). In: KAV 2, 1–194.
- Schlegel, Friedrich: Philosophische Fragmente. Erste Epoche. II (1797). In: KFSa 18, 17–119.
- : Gespräch über die Poesie (1800a). In: KFSa 2, 284–362.
- : Über die Unverständlichkeit (1800b). In: KFSa 2, 363–372.